

Rachel van Kooij

Herr Krähe muss zu seiner Frau

Jungbrunnen

Sieh auf Seite 236 nach, falls dir ein Wort nicht vertraut ist.

Wir zwei

„Wir retten Krähe“, sagte mein großer Bruder zuversichtlich. „Wir ...“

Er dachte nach. Ich konnte an seinen zusammengekniffenen Augen und der senkrechten Falte auf der Stirn sehen, wie er uns beide langsam und konzentriert zählte.

„Eins, ... zwei.“

Weiter als bis sieben kommt er nie ohne Fehler.

Bei der Zwei zeigte sein Finger wackelig auf mich, bevor er damit ratlos die Luft neben mir durchbohrte. Denn dort, wo drei sein sollte, war nun mal nichts.

Und das ist ein Problem für Leo. Er weiß nie, wann er mit dem Zählen wieder aufhören muss.

Leo schaute seine Hand an, bog stirnrunzelnd den bereits ausgestreckten Finger wieder zurück und zählte nochmals.

„Eins, ... zwei“ – tiefer Atemzug – „fertig!“

„Wir, ZWEI, retten Krähe“, verkündete er, als ginge es darum, die Welt um uns herum vor einer echten Katastrophe zu bewahren.

Ich tat, als hörte ich ihn nicht. Es hatte keinen Sinn, Leo zu sagen, dass der leblose, schwarze Vogel zu unseren Füßen überhaupt keine Krähe war, sondern ein ausgewachsener, männlicher Kolkrabe.

Und es hatte noch weniger Sinn, meinem Bruder klarzumachen, dass es unmöglich ist, einen kaputten Vogel zu retten.

Spatz

Vor Jahren, als ich selbst noch ahnungsloser und hoffnungsvoller gewesen war, hatte ich auf dem Nachhauseweg von der Schule einen aus dem Nest abgestürzten Spatz aufgelesen. Vielleicht war das Vogeljunge auch von seinen Geschwistern einfach hinausgeschubst worden. Die meisten Tiere haben nämlich keine Hemmungen, das schwächste Glied in der Kette aus dem Familienverband zu verstoßen. Mehr Futter für die anderen.

Das Vogeljunge lag ganz am Rand des Gehsteiges an einem senkrechten Abgrund über einer Wasserpfütze, die tief genug war, um es zu ertränken.

Wer weiß, wie viele Leute schon achtlos an dem kleinen, hilflosen Küken vorbeigegangen waren. Vielleicht hatten sie es nicht gesehen oder sich gedacht, dass sie für eine Vogelrettung keine Zeit hatten. Wahrscheinlich musste man froh sein, dass nicht irgendjemand es so nebenbei mit dem Fuß in die Pfütze gekickt hatte.

Ich bückte mich, hob den federleichten Körper auf, betete ihn vorsichtig in meine Jausenbox, auf die Krümel meines Schulbrot, und trug ihn sofort zu einem Tierarzt.

Der ließ mich zuerst lange im Wartezimmer sitzen zwischen heiser bellenden Hunden und unruhigen Katzen, die – ich schwöre es – alle die Nasen hochstreckten und gierig auf meine Jausenbox starrten. Dabei hatte ich der Ordinationshilfe bei der Anmeldung gleich gesagt, dass der kleine Vogel ein absoluter Notfall war. Sie hatte mich zwar nett angelächelt und genickt, aber verstanden hatte sie es offensichtlich nicht.

Als ich endlich zum Arzt hineindurfte, warf dieser einen kurzen, mitleidlosen Blick auf das leise piepende Vogelkücken und sagte knapp: „Das stirbt. Nichts zu machen. Darauf verschwende ich meine Zeit nicht.“

Ich wollte widersprechen und sagen, dass das keine Diagnose sei und dass es zum Berufsbild des Tierarztes gehörte, seine Zeit auf Tiere zu verschwenden. Aber dann sagte der Arzt noch, dass ich mein Taschengeld nicht für so was aufbrauchen sollte. Das verschlug mir die Sprache.

Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich felsenfest geglaubt, dass auch Tierärzte in Notfällen kostenlos Erste Hilfe leisten mussten. Aber bevor ich mich genug gefasst hatte, um ihn empört zur Rede zu stellen, hatte er die Tür aufgestoßen und ungeduldig den nächsten Patienten, einen spindeldürren Windhund, aufgerufen, der mich schon im Wartebereich sabbernd und sehr hungrig beobachtet hatte.

Unter den mitfühlenden Blicken der Tierbesitzer hatte ich das sterbende „Sowas“ in der Jausenbox vorbei an dem jaulenden Hund durch das Wartezimmer hinausgetragen. Dass ich unsichtbar weinte, merkte niemand. Die Ordinationshilfe bot mir noch ein Zuckerl an, als könne irgendjemand angesichts des Todes mit etwas Süßem aufgeheitert werden. Ich ignorierte sie.

Das Kücken starb, noch bevor ich unsere Haustür erreicht hatte. Ich begrub es mitsamt der Jausenbox unter der Eiche des Nachbarn. Oben in der Krone zwitscherten während der kurzen Zeremonie fröhlich die Vögel. Das war unpassend, aber irgendwie auch tröstlich. Zu Hause berichtete ich meiner Mutter, dass die Jausenbox schon etliche Haarrisse gehabt habe und nun endgültig zerbrochen sei.

„Die Lebensdauer von Plastik ist, wenn es der UV-Strahlung zu oft ausgesetzt wird, nicht so unbegrenzt, wie die Werbung es einem vorgaukelt“, erklärte ich ihr gelehrt.

Wissenschaftlich fundiert klingende Aussagen hinterfragt sie nie.

Aber immer, wenn ich so klug bin, schimmert in ihren Augen eine Traurigkeit mit, weil in unserer Familie die Klugheit so ungleich verteilt wurde. Aber dafür kann ich nichts und Leo auch nicht. So ist es nun mal. Wir haben uns inzwischen auch ganz gut damit arrangiert.

Kamikazeflug

An jenem Nachmittag hatte ich gelernt, dass abgestürzte Vögel keine Überlebenschance haben. Das aus dem Nest getaumelte Spatzenküken nicht, und schon gar nicht dieser Kolkrabe, der wenige Augenblicke zuvor mit Vogelüberschallgeschwindigkeit gegen das Fenster unserer Küche gekracht war, wo wir beide, mein Bruder und ich, ausnahmsweise nur zu zweit, am Tisch neben dem Fenster saßen und frühstückten. Die ganze Scheibe hatte einen Augenblick lang gezittert, als der Vogel seinen Kamikazeflug beendete. Leo fiel die Tasse aus der Hand, und ein Kakaotsunami schwappte über sein Käsemarmeladebrot, über mein zuckerfreies Apfelnussfitnessmüsli mit zwölf wertvollen Vitaminen und Spurenelementen und über die Zeitung, die zwischen den beiden Tellern ausgebreitet lag. Ich hatte gerade den Artikel über einen neuen Flugzeugtyp gelesen, als dieser Knall mich wie eine Rakete von meinem Sessel starten und wieder unsanft landen ließ.

Während ich mein Steißbein rieb, schaute ich automatisch

auf die Backrohruhr. Neun Uhr siebenundzwanzig. Und dann auf Leo. Er hatte sich hinter seinen Händen versteckt und versuchte gleichzeitig, nicht nur die Augen abzudecken, sondern auch die Zeigefinger in die Ohren zu stopfen. Er zitterte wie die Fensterscheibe, nur heftiger und länger.

„Ist schon vorbei“, sagte ich beruhigend. „Bloß ein dummer Vogel.“

„Ein, ein ... Vogel?“ Leo lugte ängstlich zwischen seinen Fingern hindurch.

„Mmh“, antwortete ich und schaute missmutig auf die Zeitung, die gierig den Kakao aufzog.

Sie war nicht mehr zu retten. Wenn Papa am Abend von seinem Golfturnier zurückkam, würde er nicht begeistert sein. Die Zeitung ist sakrosankt. Eigentlich darf ich sie erst anfassen, wenn er alle Seiten gründlichst studiert hat. Aber jetzt war keiner da gewesen, der es mir verboten hätte, die Zeitung als Erster beim Frühstück zu lesen.

Mama war schon gestern Abend mit neuem Haarschnitt und schlechtem Gewissen zu ihrem alljährlichen Erholungswochenende mit Freundinnen abgereist.

„Das einzige Mal im Jahr, wo ich wieder einmal ich selbst sein kann“, flötete sie freudig aufgeregt, als sie uns drei rasch küsste und in das wartende Auto stieg, wo sie zuerst einmal von den anderen ausgiebig umarmt wurde. Es sah aus, als würden Sardinen in ihrer engen Dose kichernd Turnübungen machen.

Wir winkten noch eifrig, wurden aber bereits nicht mehr beachtet. Also gingen wir ins Haus zurück. Leo ließ die Tür ins Schloss krachen. Er mag es nicht, wenn Mama wegfährt. Sie ist der Fixstern in seinem begrenzten Universum.

Ich wollte Papa fragen, ob das, was sie gesagt hatte, bedeutete, dass sie an allen anderen Tagen eine begnadete Schauspielerin war, die nie aus ihrer Rolle fiel, ließ es dann aber lieber bleiben. Denn Papa schaute unglücklich. Nicht weil Mama uns das Wochenende über im Stich ließ, sondern weil er dadurch sein Golfturnier, und vor allem die gemütliche alljährliche Vereinsfeier nachher, versäumte.

Ich mag es nicht, wenn jemand unglücklich ist. Außerdem kann ich für mein Alter viel mehr Verantwortung übernehmen, als eigentlich erlaubt ist, weil ich das von klein auf geübt habe.

Also brach Papa dann mit meiner ausdrücklichen Erlaubnis heute doch noch in aller Früh zu seinem Golfturnier auf, obwohl er Mama geschworen hatte, auf jeden Fall daheim zu bleiben und die Stellung zu halten.

Selten habe ich einen Menschen so glücklich gesehen.

Das mit der Zeitung würde er mir trotzdem ziemlich übel nehmen. Er schon. Leo nicht. Der bemerkte nicht einmal, was für eine Katastrophe er mit seinem Kakao angerichtet hatte. Für Leo haben Zeitungen keine Bedeutung.

„Wo ist er jetzt?“ Leo schaute sich suchend um, als er warte er, dass der Vogel seine Bruchlandung irgendwo auf unseren steingrauen Küchenfliesen beendet habe.

„Wer? Ach so, der Vogel. Draußen wahrscheinlich“, antwortete ich geistesabwesend, weil ich versuchte, das Ende des Artikels, der sich immer mehr in einen nassbraunen Matsch mit schwarzen Schlieren verwandelte, fertig zu lesen. Ein aussichtsloses Unterfangen.

Leo stand auf, ging zum Fenster und schaute zuerst recht lange zum Himmel, als würde ein Vogel wie ein Hub-

schrauber an ein und derselben Stelle verharren können. Dann erst wanderte sein Blick hinunter.

„Oh, oh“, stöhnte er auf einmal, griff auf seinen Bauch und rannte los, hinaus aus der Küche. Er polterte durch den Gang Richtung Haustür und stieß dabei irgendetwas um, das scheppernd zu Boden ging.

Leo ist in allem eigentlich sehr langsam. Man kann ihm zum Beispiel minutenlang zuschauen, wie er umständlich, aber mit größter Sorgfalt, einen Teller in den Geschirrspüler stellt, und keiner, weder Mama noch Papa noch ich, kann nachher erklären, wieso Leos linker Arm dabei blitzschnell eine ausladende Bewegung machen musste, während der rechte Arm noch immer in Zeitlupentempo den Teller an seinem Platz im Geschirrspüler zurechtrückte. Irgendetwas, eine Zuckerdose oder eine volle Kaffeetasse zum Beispiel, segelt unmittelbar darauf von der Anrichte durch die Luft und zerschellt auf den Fliesen.

„Leo“, schreit Mama dann, meistens gleich gefolgt von einem „Nein, lass das. Das mache ich lieber selbst“, weil Leo sich auf den Boden kniet und mit beiden Händen versucht, den Zucker und die scharfkantigen Scherben aufzuschaukeln, den Kaffee mit seiner Hose aufzuwischen oder irgendwie sonst die Katastrophe zu verschlimmern.

Niemand von uns ruft: „Leo, du Hammel, pass doch auf!“ Niemand von uns fragt: „Wie konnte dir das bloß passieren?“ Denn dann zieht Leo den Kopf zwischen die Schultern und murmelt todunglücklich: „Weiß auch nicht. Weiß wirklich auch nicht.“

Und ehe man es sich versieht, gibt es statt Vorwürfen

für Leo Trostworte von Mama, Papa räumt die Katastrophe auf, und ich wünsche mir wieder mal, dass die Eltern bei meinen Missgeschicken auch so verständnisvoll reagierten.

Aber wenn ich es selbst auf diese Weise versuche, hagelt es immer Vorwürfe.

„Schämst du dich nicht?“, sagen sie dann oder „Denkst du nicht, dass es zwischen Leo und dir einen gewaltigen Unterschied gibt?“ Oder noch schlimmer: „Du wirst dir doch nicht wünschen, so wie dein Bruder zu sein?“

Nein, das wünsche ich mir wirklich nicht. Aber es bleibt unfair, dass Leo nie an seinen Katastrophen Schuld ist, nicht einmal ein winzig kleines bisschen, während ich sogar bei einem puren Missgeschick noch die Konsequenzen ausbaden muss.

„Sei froh, dass du das kannst“, sagen sie.

Noch schlimmer aber ist, dass ich in den Augen meiner Eltern meistens sogar irgendwie mitschuldig an Leos Unglück bin.

„Du weißt doch, dass er die Sachen nicht so gut abschätzen kann. Du hättest ihm helfen sollen, ihn warnen sollen, ihn davon abhalten sollen, auf ihn achten sollen, es vorhersehen können, es verhindern können ...“

Es ist immer dieselbe Litanei, und ich höre gar nicht mehr richtig hin, sondern lasse meinen Kopf ein bisschen auf und ab wandern. Mama deutet das als Einsicht. Papa klopft mir kumpelhaft auf die Schultern und brummt: „Nächstes Mal besser, versprochen, Sohn?“ Es fällt ihm nie auf, dass ich darauf nicht antworte. Oder vielleicht fällt es ihm auf, aber er beschließt, die Sache auf sich beruhen zu lassen.

Er ist der realistische Typ und wahrscheinlich weiß er genauso gut wie ich, dass Leos Katastrophen unvorhersehbar sind. Gegen Erdbeben, Meteoriteneinschläge oder Vulkanausbrüche kann man sich schließlich auch nicht mit einem Versprechen absichern.

Krähenrettungsidee

Nichtsdestoweniger ist Papa mir gegenüber heute besonders eindringlich aufgetreten.

„Lass ihn nicht aus den Augen. Keine Sekunde, hörst du? Nicht mal eine Millisekunde. Einfach niemals. Nicht einmal in Gedanken. Mama reißt uns beiden den Kopf ab, wenn was passiert!“, sagte er, und ich habe es ihm auch tatsächlich in die Hand versprochen. Wenn wir schon Mamas Gesetze brachen, dann sollte er wenigstens mit dem bestmöglichen Gefühl zu seinem Golfturnier abreisen.

Deshalb sprang ich jetzt auch vom Sessel auf und rannte hinter meinem Bruder her. Im Flur war der gusseiserne Regenschirmständer umgefallen. Keine Ahnung, wie Leo das wieder geschafft hatte. Ich hüpfte schwungvoll darüber.

An der Hausecke, wo ein paar Stufen zur Terrasse hinunterführen, überholte ich Leo. Er muss sich dort immer an der Hauswand anhalten. Ich überwand die wenigen Stufen mit einem Sprung und erreichte den Unfallort als Erster.

Der Kolkrabe lag mit einem seltsam geknickten linken Flügel auf den Brettern.

Wir starrten auf ihn hinunter.

„Der ist tot“, dachte ich und überlegte bereits, wie ich

Leo dazu überreden konnte, mit mir den ganzen Weg zur Trafik zu spazieren, um für Papa eine trockene Zeitung zu besorgen.

„Arme, dumme Krähe“, murmelte Leo neben mir mitleidig.

„Der spürt nichts mehr. Der ist im Himmel“, klärte ich ihn auf.

„Nein!“

„Aber ja. Schau, wie still der Vogel liegt. Er ist gestorben“, belehrte ich ihn.

„Ist er nicht“, widersprach Leo.

Ich fühlte mich genötigt, nochmal genauer hinzusehen. Und ich wollte schon wiederholen, dass der Vogel mausetot war, weil kein Vogelkopf so einen Aufprall überleben konnte, als auch ich erkannte, was Leo sofort gesehen hatte. Die Brustfedern bewegten sich kaum merkbar auf und ab.

„Ach. Tatsächlich. Aber er stirbt“, sagte ich leise. „Bald.“

Als ich Leos entsetzte Miene bemerkte, fügte ich rasch tröstend hinzu: „Das tut ihm jetzt nicht mehr weh. Er ist bewusstlos und wird gar nicht merken, dass er stirbt. Und wir werden ihn schön begraben. Mit einem Kreuz, wenn du willst, im Garten unter der großen Hortensie. Nirgendwo liegt es sich bei uns schöner.“

Leo antwortete nicht.

Eine Zeit lang starrten wir beide wortlos auf den armen, dummen Vogel. Ich wartete auf den letzten Atemzug. Ich war sogar ein bisschen gespannt darauf. Ich hatte noch nie ein Sterben oder gar den Eintritt des Todes beobachtet. Der Spatz war, von mir unbemerkt, in der Jausenbox verschieden.

In Leos Kopf jedoch entstand in dieser Wartezeit die aussichtslose Krähenrettungsidee.

„Wir retten Krähe“, sagte er, als wäre das das Selbstverständlichste, und dann zählte er uns. „Eins, zwei ... fertig. Wir ZWEI retten Krähe.“

Und ich wusste nichts darauf zu sagen, außer vielleicht, dass es schon reichlich merkwürdig war, dass ein tödlich verletzter Vogel nicht schneller sterben konnte. Aber das war bestimmt zu kompliziert für Leo. Also tat ich, als hätte ich ihn nicht gehört und gab dem Vogel noch ein paar Minuten.

„Wir retten diese Krähe“, wiederholte mein Bruder neben mir eindringlicher und als ich immer noch nicht antwortete, ließ er den Kopf aus seinen fast zwei Metern Höhe hinunter zu meinem Gesicht in einem Meter sechsundvierzig. Seine Augen pendelten sich auf meiner Nasenhöhe ein. Die meisten Menschen, unsere Tante zum Beispiel oder das kleine Mädchen aus dem Haus gegenüber, finden es sehr unangenehm, so intensiv betrachtet zu werden. Ich bin daran gewöhnt und es stört mich nicht, außer wenn Leo seine Zähne nicht ordentlich geputzt hat.

„He, hörst du nicht?“ Leo stupste mich in die Seite. „Wir retten die Krähe. Du und ich. Wir ZWEI.“ Als gäbe es neben mir noch eine weitere Anzahl von bereitstehenden Vogelretterkandidaten und als wäre sein kleiner Bruder in seinen Augen der einzig Auserwählte für diese Mission.

Das ZWEI sagte er in Großbuchstaben. Er spricht immer in Großbuchstaben, wenn ihm etwas wichtig ist. In Großbuchstaben und sehr laut.

„Psst, die Krähe“, warnte ich ihn deshalb automatisch.

Das sagen meine Eltern und ich jedes Mal, wenn Leo zu laut wird. Natürlich sagen wir in der Regel „Psst, die Leute.“

Aber in diesem Fall lag nur ein schwer lädiertes Kolkkrabe auf unserer Terrasse.

Leo hielt sich sofort schuldbewusst beide Hände vor den Mund und flüsterte dann wie eine zischende Dampfmaschine verschwörerisch zwischen den Fingern durch: „Max, wir retten die Krähe.“

„Ja, das habe ich jetzt schon kapiert“, seufzte ich. „Wir retten die Krähe, wir zwei.“

Leo strahlte mich an. Manchmal glaube ich wirklich, dass Leo die Welt ganz anders sieht als alle anderen, dass mein Bruder wahrscheinlich denkt, dass er der Kluge ist und alle anderen sind schwer von Begriff.

„Wir schaffen das“, tönte Leo neben mir optimistisch wie Bob, der Baumeister, aus seiner Lieblingsserie. „Jö, wir schaffen das.“ Er lachte auch bobmäßig mit breitem Mund. Wenn er so schaut, sieht jeder schon aus zehn Metern Entfernung, was mit ihm nicht stimmt.

„Klar“, sagte ich. „Sicher nicht“, dachte ich zeitgleich. „Der Rabe ist so gut wie hinüber.“ Und es war mir unbegreiflich, warum der Vogel immer noch atmete.

Fußballkäfigstars

Leo ist riesengroß, auf die zwei Meter fehlen ihm nur drei Zentimeter, und er ist siebzehn dreiviertel Jahre alt. Leider ist sein Innenleben von Anfang an nicht im selben Tempo mitgewachsen und gealtert. Das habe ich schon früh verstanden.

Mein Vater sagt oft, dass Leos Hirn erst ungefähr vier, vielleicht knapp fünf Jahre wäre, mit wenig Aussicht, den sechsten Geburtstag irgendwann zu feiern. Deshalb mag

mein Bruder immer noch Bob, den Baumeister, fürchtet sich im Dunkeln zu Tode, klatscht begeistert in die Hände und streckt mir die Zunge heraus, wenn Mama ihm das Schüsselchen mit dem meisten Pudding zuschiebt.

Ich selbst habe ihn also, was mein Hirn betrifft, schon um mindestens sechs Jahre überholt. Wahrscheinlich mehr, denn mein Hirn ist – das sagt zwar keiner, aber ich weiß es dennoch – überdurchschnittlich leistungsfähig. Während Mama eher denkt, dass es ein trauriger Zufall ist, denke ich mir lieber, dass das so eine Art Kompensation ist. Wenn es so etwas wie einen Familienintelligenzquotienten gäbe, würden wir vier nicht schlecht abschneiden.

Nur im Wachsen ist Leo das Megatalent in der Familie. Mama, Papa und ich sind ziemlich klein geraten. Sogar Papa passt unter Leos Achsel.

Dreimal klein und klug und einmal bohnenstangenlang und bescheuert.

Bescheuert sage ich nur, weil mir bis jetzt kein besseres B-Wort für diesen Satz eingefallen ist. Okay, behindert wäre naheliegend, aber das klingt so, als ob ich wegen meines Bruders auf Mitleid aus wäre. Bescheuert hingegen ist ein kumpelhafter Ausdruck, so was werfen sich auch normale Geschwister von Zeit zu Zeit an den Kopf.

Das Wort „blöd“ nehmen wir selbstverständlich niemals in den Mund. Das hört Leo oft genug von anderen.

„Er ist wohl ein bisschen blöd?“ oder „Mensch, bist du aber blöd“ oder „Tust du nur so, oder bist du wirklich so blöd?“

Von den Erwachsenen kommt das meistens leise hinter vorgehaltener Hand. Die Fußballkäfjgstars am Ende der